

Frank Trentmann: „Die blockierte Republik“

Misere von heute als Kehrseite des Erfolgs von gestern

Von Martin Hubert

Deutschlandfunk, Andruck, 15.09.2025

Das Gefühl, dass es in der Bundesrepublik nicht richtig vorangeht, ist weit verbreitet. Aber wie tief ist diese Krise wirklich? Und wie groß sind die Chancen, aus dem Krisenmodus wieder herauszukommen? Der in London lehrende deutsche Historiker Frank Trentmann widmet diesen Fragen nun ein Buch.

Krisen sind ambivalent. Sie erzeugen Wut und Angst, die das Krisenbewusstsein noch verstärken können. Und sie erzeugen das Bedürfnis nach Hoffnung und Veränderung. Diesem Bedürfnis will Frank Trentmann mehr Raum verschaffen, indem er nämlich das negative Empfinden der Krise über vergleichende Einordnungen therapiert. Die Lage sei ernst, schreibt er, aber als Historiker könne er zu einem nüchternen Realismus beitragen.

„Es geht um die Frage, wie wir in die Krise geraten sind und wie wir wieder herausfinden können. Dabei hilft der Blick in die eigene Vergangenheit und über die nationalen Grenzen hinaus. Um die gegenwärtige Situation zu verstehen, müssen wir sie einordnen, historisch und vergleichend.“

Distanz zur aktuellen Krise

Über Vergleiche mit historischen Krisen und anderen Ländern will Trentmann Distanz zur aktuellen Krise aufbauen und so helfen, die Selbstblockade der Republik zu lösen. Denn die aktuelle Krise würde verzerrt wahrgenommen und dadurch überhöht. Mit Hilfe von Zahlen und Fakten möchte der Autor etwa die Angst angesichts der Situation der deutschen Wirtschaft relativieren. Wir müssten einfach, so sein häufig wiederholtes Argument, akzeptieren, dass es in der Geschichte krisen-, wechsel-, und konflikthaft zuginge – und entsprechend flexibel sein.

Frank Trentmann

Die blockierte Republik

Deutschland zwischen Vergangenheit und Zukunft

Verlag S. Fischer

288 Seiten

24 Euro

„Die Misere von heute ist die Kehrseite des Erfolgs von gestern. Deutschland war der große Gewinner der Globalisierung nach 1990, erst mit einer Ausweitung der Ausfuhr nach Zentral- und Osteuropa und dann, ab 2001, nach China. Mächtige Exporte in den frühen 1990er-Jahren ein Fünftel der Wirtschaftskraft aus, war es 2019 fast die Hälfte. Doch auf jede

Globalisierung folgt eine Deglobalisierung. So war es im späten 19. Jahrhundert, in den 1930er-Jahren, und so ist es heute.“

Auch im Vergleich mit anderen Ländern relativiert sich für Trentmann manches Negativurteil. Zwar existiere Ungleichheit in Deutschland, aber sie sei eben, zumindest in Bezug auf das Einkommen, nicht höher als in Schweden und geringer als in Großbritannien oder Italien. Zwar gäbe es hierzulande einen Rechtstrend, aber in Bezug auf Ungarn, Italien, die Niederlande oder Frankreich seien wir rein zeitlich gesehen nur Nachzügler eines größeren Trends. Den Westdeutschen wirft der Autor vor, die freie Marktwirtschaft zu idealisieren. Den Ostdeutschen, die alte DDR zu idealisieren und das Erreichte zu bagatellisieren.

„Der Abstand zwischen Ost und West ist heute wesentlich kleiner als zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung. Und dies ist ein entscheidender Unterschied zu unseren europäischen Nachbarn. Die Kluft zwischen dem reichen Norditalien und dem armen Mezzogiorno im Süden ist um einiges größer. Daran hat sich in den letzten Jahrzehnten wenig geändert. Die Arbeitsproduktivität in Ostdeutschland dagegen ist heute doppelt so hoch wie vor 35 Jahren.“

Genügen Vergleiche für ein anderes Denken?

Trentmann bleibt bei all dem allerdings ehrlich genug, um auch die bekannten ökonomischen und sozialen Verwerfungen der Gegenwart ins Bewusstsein zu heben. Daher werfen seine vielen Vergleiche die Frage auf, ob sie wirklich das Denken von Menschen verändern können, die sich nicht repräsentiert und sozial oder ökonomisch als Verlierer fühlen.

Ungleichheit ist außerdem statistisch unterschiedlich messbar. Und ökonomische Krisen oder Rechtsentwicklungen verlieren nicht deshalb an Gewicht, weil es sie schon einmal gab oder sie zu einem allgemeinen Trend gehören. Bedenkenswert sind allerdings Trentmanns Ausführungen zur aktuellen Migrationsdebatte. Er fordert, von unrealistischen Abschottungsphantasien Abstand zu nehmen und die Migration in Zusammenhang mit dem eigenen Arbeitskräfte- und Pflegebedarf zu sehen. Wie früher:

„Die weit verbreitete Klage, ja Panik über den ‚Kontrollverlust‘ speist sich aus der Sehnsucht nach einer Zeit, in der der deutsche Staat vermeintlich noch die Kontrolle über das Land hatte und darüber, wer ein- und ausreist. Mit der Realität hat diese verklärte Sichtweise nicht viel zu tun. In den frühen 1970ern arbeiteten in Westdeutschland schätzungsweise 100.000 türkische Migranten, die mit einem Touristenvisum eingereist waren. Die Schattenwirtschaft der Pflege lebt ähnlich von undokumentierten Pendelmigranten aus Polen.“

Bei der Klimaproblematik diagnostiziert Trentmann, man verdränge, dass die anspruchsvolle Konsumhaltung der Gegenwart historischen Bedingungen geschuldet sei. Sie hänge vom fossilen Wachstumsmodell ab, das nicht mehr funktioniere.

„Je weniger Wachstum erzeugt wird, desto mehr klammern wir uns daran als Leitidee. Dass das ‚gute Leben‘ mehr sein könnte als materieller Wohlstand, stößt auf wenig Resonanz, dabei wäre es ein Weg aus der gesellschaftlichen und klimapolitischen Sackgasse. Die alten Volksparteien haben einen begrenzten Horizont, was ihr Zukunftsbild betrifft, und laufen Gefahr, zu einer Seniorenlobby zu werden, die die Gewinne des Wirtschaftswachstums und der Bildungsreform verteidigt. Die Jungen suchen ihre Zukunft zunehmend woanders.“

So vielfältig Trentmanns Vergleiche auch sind und so nachdenklich sie zum Teil machen: Nach der Lektüre bleibt die Skepsis, ob das Buch ein wirkliches Umdenken bewirken kann. Trentmann spricht zwar davon, dass wir neue Narrative und Zukunftsmodelle brauchen und uns mehr zumuten sollen. Es bleibt aber unklar, was er damit meint. Sollen wir den Sozialstaat zu Gunsten militärischer Aufrüstung einschränken und den Gürtel enger schnallen? Sollen wir ein gutes Leben über grünes Wachstum suchen, in einer Postwachstumsgesellschaft oder durch Degrowth?

Trentmann wandelt zwar zwischen realen, objektiven Krisen und subjektiv verzerrter Wahrnehmung hin und her. Ein wirkliches Ziel erreicht er damit aber nicht. Stattdessen bleibt es beim Appell, umzudenken. Bloß wohin man umdenken soll, das bleibt leider unklar.